

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bock.

Als er, der Krämerskarl, seinen Laden aufmachte, wünschte ihn die Ganne ins Pfefferland. Mit Zug. Er konnte mehr als Birnen schälen und schlug die Konkurrentin aus dem Feld. Nun würde der Konsumverein ihm den Garaus machen. Die Deute liefen halt dahin, wo sie am billigsten kauften. Wer wollte ihnen das verdenken? Zum Kuckuck! Sollte er jetzt schon den Kopf verlieren? Kam Zeit, kam Rat. Den Fall gekostet, die Vereinigung trat ins Leben, konnte man an ihm nicht vorbeigehen. Er war der einzige im Dorf, der Warenkenntnisse besaß. Man würde ihm den Posten des Lagerhalters anbieten. Wenn man ihn gut bezahlte, entschloß er sich vielleicht und gab den Eigenhandel auf. Seine Zukunftspläne würden dann freilich zu Wasser. Aber ein festes Einkommen war auch etwas wert. Als Verwalter würde er den Oberwäldern einmal zeigen, wie man einen Konsumverein in die Höhe brachte. Alles kam auf die richtige Einschätzung des Warenmarktes an. Man mußte die Konjunkturen ausnützen, mußte spekulieren. Daß das Betriebskapital vielmal umgeseht wurde, verstand sich am Rand. Darin mußte der Verein die Schwestergenossenschaften auf weit und breit überflügeln. Das Fazit war eine fette Dividende. Da rückten sie an, die Schmappeler und Schubkarrnbauern und sackten schmunzelnd die Marktstücke ein. Wem verdankten sie's? Ihm ganz allein. Ein Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht. Vor ihm mußten sie alle die Segel streichen. Bei Gott! Sie trugen nicht schwer an ihrem Verstand. Und hoben auf, was ihm aus den Händen fiel.

Den Kopf in den Wolken, schritt er ins Hinterstübchen, von da wieder in den Laden und gewahrte nun erst den Lehrer, der schon eine Weile vor der Theke stand.

„Guten Tag, Herr Weilandt.“

„Guten Tag, Krämerskarl. Haben Sie einen Augenblick Zeit?“

„Ja wohl.“

„Hernach wird dem Ortsdiener sein Schellchen rappeln.“

„Was wird denn ausgekehlt?“

„Morgen abend soll im „Ritter“ eine Versammlung sein. Ich beruf sie ein.“

„Ei, treten Sie doch näher,“ sagte der Krämerskarl, der sich gern von einer Neuigkeit die Ohren kitzeln ließ.

Der Lehrer begab sich in das Stübchen, nahm auf einem vom Alter gebräunten Lehnstuhl Platz und begann: „Sie wissen, ich häng schon lang dem Gedanken nach, wie ich die Großen und die Kleinen hier zusammenbring. Sie haben wahrscheinlich oft gedacht, der Lehrer hat mehr Stangen wie Bohnen. Allerdings, Krämerskarl, mit dem Mundspitzen ist's nicht getan, 's muß endlich einmal gepfiffen werden. Im Dorf fehlt das Gemeinschaftsgefühl. Wecken kann's nur eine Genossenschaft. Und was wir vor allem brauchen, ist eine Spar- und Darlehnskasse. Die hab ich im Sinn. Sie soll die geringen Bauern von den Bucherern freimachen und von den Ausbeutern im eigenen Dorf. Sie soll den Handwerkern unter die Arme greifen. Sie soll auch den größeren Besitzern dienstbar sein. Sie soll einen neutralen Boden schaffen, auf dem sich alle die Hände reichen. Sie werden sagen: „Das ist ein bißchen viel auf einen Wagen geladen.“ Einerlei! Mein Programm ist fertig. Die Kleinen, schätz ich, hab ich auf meiner Seite. Die Großen zu gewinnen, wird viel Schweiß und Arbeit kosten.“

„Man soll sich nicht einbilden, daß man einen Menschen kennt,“ sprach der Krämerskarl bei sich. „Ich hab gemeint, den Weilandt kenn ich. Und kenn ihn so wenig wie den Kaiser von Marokko. Das seh ich erst jetzt. Tat er nicht immer, als wär er durchsichtig wie Glas? Und hecht hehlings die Kasse aus. Der Heimduckser, der Schußspingender! Was will er? Er will sich einen roten Kock verdienen. Und will seinen Schnitt machen nebenbei. Er hat's auf den Rechner abgesehen. Das ist so gewiß wie das Amen in der Kirche.“

Ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf. Er durchmaß ein paarmal das kleine Geläß und blieb dann, die Hände auf dem Rücken, vor dem Lehrer stehen.

„Der Pfarrer Hoffmann selig hat am Palmsonntag einmal von der Kanzel heruntergedonnert, das ganze Dorf kam ihm vor wie ein großer Sumpf. Auf dem täten allerlei Giftpflanzen wachsen. Drei griff er heraus: die Selbstsucht, den Neid und die Hinterlist. Dazumal hieß es: In dem Pfarrer seiner Predigt ist Zug. Da vergeht einem der Schlaf. 's war aber den Dachsen ins Horn gepekt. Jeder zog seinen Karren weiter. Und tut's bis auf den heutigen Tag. Ungenommen, Sie heben Ihr Kind aus der Laufe. Glauben Sie, daß es anders wird?“

„Ja, Karl, das glaub ich. Die Genossenschaft ist eine Macht, der sich alle beugen müssen, sie wird von sozialem Geist getragen und hat für Selbstlinge keinen Platz.“

Weilandt stand auf.

„Ich denk, die im Vorstand und Aufsichtsrat sitzen sollen, hab ich bald beisammen. Die Seele des Ganzen ist der Rentant.“

Der Krämer runzelte die Stirn.

„Und der sind Sie!“

„Rein, Karl, der bin ich nicht. Einmal nöcht ich mir von niemand nachsagen lassen, daß ich an der Kasse ein persönliches Interesse hätte, dann geht mir die Geschäftsführung ab, die ich für unbedingt nötig halte, wenn man so einen Posten ausfüllen will. Gerad' deswegen komm ich zu Ihnen.“

„Zu mir?“ stotterte der Krämer.

„Ja, zu Ihnen. Der berufene Mann, das ist doch klar, sind Sie. Soffentlich geben Sie mir keinen Korb.“

Der Karl, obwohl er ein wenig beschämt war, weil er den Lehrer so falsch beurteilt hatte, wußte sich schnell zu fassen und sagte: „Das Amt weist aus, was einer kann. Wann ich gewählt werd, nehm ich's an.“

Als Weilandt gegangen war, hieß der Krämerskarl die Vortegitt, die in der Küche Kartoffeln geschält hatte, auf den Laden achtzugeben. Er wollte einen Sack Weizenmehl bestellen. Darauf verließ er das Haus und schritt talabwärts der Mühle zu. Der Bach führte reichlich Wasser. Sie und da sprang eine Welle lustig über den Uferand. Auch der Krämerskarl fühlte sich von frohem Mut gehoben. Das Schredgepenst des Konsumvereins zerfloß vor dem Plan der Spar- und Darlehnskasse in nichts. Der Lehrer Weilandt war kein Hälbling. Was der sich vornahm, führte er durch. Wie hatte er gesprochen? „Die Seele des Ganzen ist der Rentant.“ Das hieß auf gut deutsch: Vorstand und Aufsichtsrat würden von der Kasse so viel verstehen wie die Kuh vom Kalender. Ihm, dem Krämerskarl, war aufgegeben, das goldene Rädchen laufen zu lassen. Und er kochte zwei Suppen in einem Topf. Er behielt sein Geschäft und strich den Gehalt des Rechners ein. All die Jahre war er im grauen Einerlei schier erstickt. Das würde mit einem Male anders werden. Die Kasse brachte Leben ins Dorf. Man mußte auch außerhalb Mitglieder werben, mußte Anschluß an reiche Geldquellen suchen. Großer Umsatz war Grundbedingung. Daß man den kleinen Leuten Kredit gewährte, ihnen aufhalf, wenn sie's halbwegs verdienten, darüber war kein Wort zu verlieren. Aber davon würde der Schornstein nicht rauchen. Es galt Geschäfte zu machen, die den Kassenschrank füllten. Er hatte den Schlüssel. Er hatte das Geld. Er hatte die Macht.

Unwillkürlich blieb er stehen. Fern im Westen glitt die Sonne hinter den Regalbergen der Röhn hinab. Der Himmel war wie in Gold getaucht. Gold, nichts als Gold! Dem Krämerskarl war's, als schaute er in eine neue Welt.

Blöcklich setzte er auf. Seine Frau würde es nicht miterleben, wenn sein Glückstern zu leuchten begann. Ihr Unverständnis hatte sie fortgetrieben. Vielleicht, daß sie jetzt Mangel litt. Er hätte sein Lehtes hingegeben, ihr eine gute Stunde zu machen. Er rief ihren Namen. Sie hörte ihn nicht. Und doch, er ließ die Hoffnung nicht sinken. Es war nur eine Frage der Zeit, daß sie den Weg wieder zu ihm fand. Unterdessen wollte er anfangen, das Eßtübchen im Oberstod für sie einzurichten. Das konnte er sich erlauben, denn seine Einnahme würde um das Doppelte wachsen. Er stellte ihr eine Nähmaschine hin. Die hatte sie sich oft gewünscht. Die

Wände schmückte er mit Bildern ihrer westfälischen Heimat. Die mußte er sich irgendwoher verschaffen. Die Deckenhöhle durfte dabei nicht fehlen, von der sie Wunderdinge erzählte. Und der Lünenhohl, wo sie mit ihrer Mutter gewohnt hatte. Wenn er [↳] dann hinaufführte, würde sie ihren Augen nicht trauen. Sachen und Weinen hatte sie immer in einem Säckchen beisammen gehabt. Nun würde sie Freudentränen vergießen! Und er, er würde vor Vergnügtheit nicht wissen, wo er in seiner Haut bleiben sollte.

Von heiteren Bildern umgaukelt, setzte er seinen Weg fort, und der Bach mit melodischem Klauschen begleitete seine Träumereien. —

Der Aufforderung des Lehrers folgend, kamen am andern Abend im „Ritter“ etwa dreißig Männer zusammen. Damit sie ungestört seien, wies ihnen der Wirt die Oberstube an. In der Mehrzahl waren es geringe Bauern, doch waren auch ein paar größere Besitzer erschienen. Als der letzte stellte sich der Krämerstarke ein. Weilandt, der eine stärkere Beteiligung nicht erwartet hatte, erklärte, er wolle über eine Angelegenheit sprechen, die für alle von höchster Bedeutung sei. Der Ortsdiener habe bereits bekanntgemacht, worum es sich handle, um die Gründung einer Spar- und Darlehnskasse. In Deutschland habe das Genossenschaftswesen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Drunten in Bayern hätten die Kassenvereine im vergangenen Jahre achtundvierzig Millionen Mark umgesetzt. Das sei ein schlagender Beweis dafür, daß die öffentlichen Sparkassen den Forderungen des modernen Wirtschaftslebens nicht mehr genügten. Was bezwecke die Genossenschaftskasse? Sie unterbinde die Vereinzelnung, die gerade auf dem Lande die schlimmsten Blüten treibe, und schließe alle Kräfte zusammen. Sie schütze den Randmann vor gewissenlosen Geldverleihern und Leuteschindern. Sie gewähre die Mitgliedschaft nur Männern, deren Lebens- und Wirtschaftsführung unantastbar sei. Sie erkenne an, daß auch des Ärmsten Arbeitsleistung ein Kapital darstelle, das man in Rechnung ziehen müsse. Darum fessele sie den Landarbeiter an die Scholle und wirke der verderblichen Landflucht entgegen. Durch Bürgerschaftsleistung beuge sie menschlichen Wechselfällen vor. Zudem sie die Genossen zu solidarischer Haftung verpflichte, biete sie den Spareinlegern volle Sicherheit. Bedenke man, daß die Genossenschaftskasse auch für die öffentliche Wohlfahrtspflege eine Stütze abgeben könne, so dürfe man gewiß sagen, daß sie den Einrichtungen beizuzählen sei, die Segen säen und Segen ernten.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Duchoborzen.

Von Arthur Golitscher*)

Ich sagte Herrn Walker, dem Einwandererkommissar in Winnipeg (Canada): „Von den Duchoborzen geht die Sage um, daß sie sich zuteilen, mitten während der Ernte oder auch im Winter, auskleiden, und Männer und Weiber ziehen nackt und jammernd durch die Felder, Christus zu suchen, der sich irgendwo in der Nähe aufhalten soll.“

Mr. Walker: „Woll, das ist vorgekommen. Aber ich habe sie dann so lange ins Gefängnis und in die Irrenhäuser gesteckt, bis ihnen die Lust an ihren Märchen vergangen ist.“

„Verzeihen Sie — aber dazu sind doch diese armen Leute nicht aus Rußland herübergekommen! Dort hat man sie auch so lang in Gefängnisse und Irrenhäuser gesteckt, bis —“

„All das können wir hier nicht brauchen. Was wir hier wollen, sind gute, gehorsame Bürger. Uebrigens hab ich den Duchoborzen bei der letzten Gelegenheit gesagt, in ihrem eigenen Interesse gesagt: wemms Euch nächstens wieder mal nach Christus verlangt, schreibt mir eine Zeile, ich will ihn Euch schicken.“

Also sprach Mr. Walker. Man kann nicht anders, als ihm recht geben. Ein Nachtmarsch, von zweitausend Menschen im Winter ausgeführt, ist keine sehr gesunde Turnübung. Auch das Vieh in den Ställen fährt nicht gut dabei, das nach drei Tage währendem Hunger, weil niemand nach dem Futter sieht, in den Ställen verreckt oder aus den Ställen bricht und dann von den Behörden eingezangen werden muß.

Die Duchoborzen haben ihren letzten Marsch vor fünf Jahren vollführt. Fährt man durch ihre sauberen Dörfer im Norden von Saskatchewan und sieht ihre breiten Gesichter hinter den Fenstern ihrer Stadelhäuschen oder zwischen den Sonnenblumen in ihren netten Gärten aufstehen, so glaubt man nicht an gefährliche Fanatiker, sondern daß es brave, bescheidene Rußwirts sind, die da

hausen. In Wahrheit sind es die einzigen Menschen, die heute in Kanada unter dem wirtschaftlichen Prinzip des Kommunismus beisammen leben, in einer Reservation, wie alle, die sich der Staatsform nicht bequemen wollen, unter deren Schutz die gehorsamen Bürger ringsum ihren Wohl bauen.

Ich wohne beim Müller, der ein Schotte und Vorarbeiter in der Mühle ist, wo der Weizen der „Douthobor Community“ zu Mehl vermahlst und in Säcken bis nach Liverpool und Schanghai versendet wird.

Freund Kon in Winnipeg, der Einwandereragent der Grand Trunk Pacific und väterlicher Freund und Berater aller Ankömmlinge slawischer Herkunft, die sich in den von der Grand Trunk-Bahn eben erschlossenen Weizenländern im Norden niederlassen wollen — Freund Kon hat mir geraten, nach Berigin zu fahren, ins Reich des „Duchoborzen-Zaren“ Peter Berigin, statt nach den Duchoborzen-Kolonien Elbow und Buchanan, die man mir in Ottawa genannt hat.

Freund Kon kennt die Russen hierzulande, wie er sie in seiner alten Heimat kennt. Die alte Heimat gedachte Freund Kon ein bißchen zu haken, wegen irgendwelcher politischen Vorurteile. Vor drei Jahren noch hat er, als ein Armer, als der er herüberkam, oben in Alberta mit einigen seiner Landsleute Bäume im Urwald gerodet, Schwelken gelegt, Schienen an die Schwelken geschraubt — heute sitzt er zwischen den Oberen der Grand Trunk Pacific und hilft, die Schicksale des Systems lenken — eine kanadische Karriere unter Tausenden, die sich in der neuen Heimat in die Höhe entwickelten.

Ich brachte von ihm einen Brief an seinen alten Kameraden Sam Batschurin mit, und einen zweiten an den Sekretär der kommunistischen Gesellschaft. Der Präsident der Gesellschaft ist „Zar“ Peter und der Ort ist nach ihm benannt. —

Den „Zaren“ möchte ich für mein Leben gern von Angesicht sehen. Leider wird es nicht möglich sein. Er ist in Britisch-Kolumbien, wo er Obstand für die Duchoborzen aufgenommen hat, die das harte Winterklima hier oben im Norden nicht mehr aushalten. Erst in zwei bis drei Tagen wird er zurückerwartet — wenn ich Geduld hätte, so lange zu warten? Nein, es geht nicht. Schade! sagte der Müller. Ein großer Mann! Aber ich muß darauf verzichten, diesen Kommunisten-Zaren von Angesicht zu schauen. Auch seinen Sekretär werde ich nicht sprechen können, er ist ihm nach Yorkton entgegengefahren.

Ich habe Sam Batschurin beim Abladen von Holz aus einem Wagon angetroffen und habe ihm meinen Brief übergeben. Er ist kein Farmer, sondern Kutscher in einem Mietstall. Heute nachmittag wird er einen Wagen anspannen und dann fahren wir ein bißchen herum in die Dörfer.

Der Müller fragt mich, ob ich Peter Berigin junior, den Neffen des großen Peters in der Mühle besuchen will? Das will ich, gewiß. Und dann finde ich den jungen Berigin zwischen den Mehl-säcken. Er spricht ganz gut Englisch, er scheint es genöhnt zu sein, Fremden über die Angelegenheiten der Duchoborzen zu berichten, auf meine Fragen kriege ich gut hergerichtete und unverfängliche Antworten zu hören, wir reden laut, denn über uns donnert und schüttert das Werk der Mühle.

Er ist ein junger Mensch mit einem ehrlichen russischen Gesicht. Er wird ein bißchen rot, wie er von seiner Religion spricht. Ich glaub's ihm gerne. Es ist gewiß hart für einen, der seine zehn oder mehr Stunden angestrengt arbeitet, Sätze auszusprechen wie diesen: „Christus ist immer leibhaftig zwischen uns!“ (Soll das im übertragenen Sinne oder im Sinne der Marschierer gemeint sein? Die Antwort ist geschickt präpariert.) „Ich glaube an den Himmel!“ (An die Hölle aber glaubt er nicht.)

Er will es nicht wahr haben, daß sein Onkel der Zar sei. Ich beruhige ihn, das sei ja nur so eine Redensart; aber er ereifert sich: Alle, alle sind gleich! Er zeigt auf die Marken der Säcke: „Douthobor Community“, als ob das ein Beweis wäre. Ich habe das Gefühl: Der will oder darf nicht reden. Darum halte ich ihn nicht länger von seiner Arbeit zurück.

Die Duchoborzen sind vor zwölf Jahren aus Rußland herübergekommen, wo sie als gefährliche Narren und Anarchisten verfolgt und bezimert wurden ihr Leben lang. Sie sind Vegetarier und töten weder Tiere noch Menschen. Sie weigern sich, Waffen in die Hand zu nehmen, die den Zweck haben, ihresgleichen damit den Garous zu machen. „Dem Cäsar geben, was des Cäjärs ist,“ steht nicht in ihrem Katechismus. Die Quäker in Pennsylvania, Massachusetts und England waren es, die diesem armen Volk die Mittel verschafften, daß es herüberkommen konnte — aus dem Lande, wo man es sterben und verkommen ließ. Arm, wie Gott sie geschaffen hat, sind sie herübergekommen. Immer waren sie fleißig und bescheiden gewesen, aber das Heilige Rußland hat ihnen Hab und Gut konfisziert und entwendet, sie nach Sibirien und in die Gefängnisse gesteckt, bis sie schwarz geworden sind. Peter Berigin selbst, der drüben, obzwar ein Mann von höherer Kultur und Wissen, ein Bauer und Hirt unter seinen Glaubensgenossen war, ist 18 Jahre lang aus einer Festung in die andere getrieben worden, hat mit Schellen an Händen und Füßen Sibirien durchquert in den harten Jahreszeiten. . . .

Jetzt zählen sie hier herüber 8000 Seelen. Sie hausen in Saskatchewan und am Kootenay in Britisch-Kolumbien. Von den 8000 sind 6000 Kommunisten. Sie leben hier um den Ort Berigin herum in 42 kleinen Dörfern, und haben ungefähr 100 000 Acker

*) Aus seinem Reisebuch: Ame-ika heute und morgen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Landes, die ins Grundbuch in Yorkton, wie man mir sagte, auf den Namen des Präsidenten Peter Verigin eingetragen sind.

Jedes dieser Dörfer wählt drei Männer und drei Frauen, die sehen nach dem Wohl und Wehe der Männer und Frauen ihres Dorfes, es geht zu wie im alten Testament. Einmal im Jahre kommen diese zweiundvierzigmal sechs zu einer Versammlung zusammen, in der die Angelegenheiten der „Community“ besprochen werden. Es ist ein Warenhaus da, aus dem jeder, nach Maßgabe seiner Arbeit und seiner Bedürfnisse herausschafft, was er braucht, und eine Kanzlei, mit großen Büchern, in denen jedem gut und zur Last geschrieben wird, was er verbraucht. Für die Kinder und die Alten sorgt die „Community“. Dieser edle Zug wird mir von den Kommunisten nachdrücklich eingebläut.

Ein Trommler (so heißen im Volksmunde die Handlungsreisenden) versichert mich, daß die Duchoborzen auf ihrem ihnen von der Regierung reservierten und ihrem dazu erworbenen Lande heute drei Millionen Dollar „wert“ sind. Er irrt sich und sagt: Peter Verigin sei diese drei Millionen „wert“.

Ich verbessere:

„Sie meinen: die Community“.

Der Trommler erwidert: „Ich meine Verigin.“

„Die Community!“

„Verigin!“

Ich: „Aber dies alles hier gehört doch der „Community!“

Darauf lacht der Trommler: „Jep, Siree, also meineltwegen die Community.“

Jeder Einwanderer wird, wenn er drei Jahre lang in Kanada gewohnt hat, von der Regierung aufgefordert, Kanadier zu werden. Kanadier zu werden ist nicht schwer und die Prozedur äußerst einfach. In einem Bureau in Montreal habe ich gesehen, wie es gemacht wird. Ein junger Mann kam herein, trat an einen Schalter heran, legte zwei Finger seiner rechten Hand auf eine kleine, fiedige Bibel, während er in der linken dazwischen eine brennende Zigarette hielt — der Beamte kitzelte etwas auf einen Bogen, dann kam der nächste dran. Alles dies ging einfach und rasch zu, wie beim Barbier.

Die Duchoborzen aber weigern sich, die beiden Finger aufs Buch zu legen. Das Land, auf dem sie sitzen, fällt infolge dessen nach drei Jahren an die Dominion zurück. Die Dominion leiht ihnen pro Kopf 15 Acker, die ihnen aber auch jeden Augenblick genommen werden können.

Wie kommt es nun, daß das Land in Yorkton auf Verigins Namen ins Grundbuch geschrieben steht? Der Postmeister, ein deutscher Mennonit, hat früher im Amt in Yorkton gearbeitet und die Eintragung mit eigenen Augen gesehen. Wie das kam, weiß er mir nicht zu sagen.

Was geschieht, wenn „Königliche Hoheit“, wie der Postmeister sagt, einmal die Augen schließt? Dann fällt das Land an die Kommunität zurück, sagen die Getreuen. Dann gibt es einen Kampf aufs Messer, sagen die Rebellen, sagt auch Sam Watschurin.

Sam ist 25 Jahre alt und hat Weib und Kind und seine alte Mutter in Dörfchen Terpenje wohnen. Sam gehört nicht mehr der Kommunität an. Er spricht Bliße, wenn er von der Kommunität spricht, die er übrigens wie „Kominutum“ ausspricht.

„Foolish people! (Närrisches Volk)“ Wer? Die „Kommunisten“. Er selbst hat jahrelang für die Kommunität gearbeitet. Hart und von früh bis spät. Er für seinen Teil hat es satt, sagt er, für Peter Verigin zu arbeiten. Es heißt: jedem der Kommunisten werden jährlich für seine geleistete Arbeit 200 Dollar in den Büchern der Gesellschaft gutgeschrieben. Hat er keine Lust mehr, für die Allgemeinheit zu arbeiten, so erhält er beim Austritt sein Guthaben auf den Tisch gelegt. Sam und seine Familie aber haben, als sie nach jahrelanger Arbeit austraten, 15 Dollar erhalten. Sam ist jetzt Kutscher in einem Riestall und knecht eines Kanadiers. Mit ihm ist sein ganzes Dorf aus der „Kominutum“ ausgetreten.

(Schluß folgt.)

Lichtkultur vor 100 Jahren.

Unter den gewaltigen Fortschritten in der äußeren Lebenshaltung in den letzten 100 Jahren ist wohl der erstaunlichste in der „Lichtkultur“ geschehen, in der Zimmerbeleuchtung. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie dunkel es vor hundert Jahren am häuslichen Herd war, welche unendliche Mühe das Feueranzünden verursachte, und in nichts hätte uns der Urgroßvater mehr bewundern als in der zauberhaftesten Schnelligkeit, mit der man heute durch einen raschen Druck auf einen Knopf ein früher kaum vorstellbares Glanzmeer entfaltet. Als die täglichen Beleuchtungsmittel kannte man vor hundert Jahren nur Talg und Del. Zwar gab es auch Wachskerzen und sie verbreiteten in großer Menge ein schönes vornehmes Licht. In der Zeit der Grandseigneurs, da das Geld keine Rolle gespielt hatte, waren bei Hofe und in den Schlössern des Adels die Kronleuchter aus dem funkelnden venezianischen Glas mit Hunderten von Kerzen besät gewesen und hatten einen feenhaften Schimmer ausgestrahlt. Aber vor hundert Jahren war man arm geworden, und die Wachskerzen waren unerträglich teuer; nur noch bei großen Festlichkeiten oder in den vornehmsten Zirkeln sah man Wachskerzen; in bürgerlichen Kreisen hielt man sich höchstens einen

„Wachsstock“ zum augenblicklichen Anzünden für kleine Gänge. Die Talglichter waren die regelmäßige Beleuchtung der Zimmer, und die waren nichts weniger als hell und angenehm. Meist stand nur eines auf dem Tisch; die Malerin Caroline Bardua erzählt aus ihrem Jugendleben, daß sich in einer guten Bürgerfamilie abspielte, daß stets nur ein Licht brannte, bei dem die Mutter las und die Töchter arbeiteten. Nur wenn Besuch kam zündete man zwei, bei hohen Gästen sogar vier Talglichter an. Das Licht bedurfte beständiger Pflege und Aufmerksamkeit, denn alle Viertelstunden verdußterte es sich und mußte dann gepußt werden. So spielte denn die Lichtputzschere eine große Rolle; sie stand als stehendes Inventarstück in einem blechernem Schiffschen neben dem Leuchter. War man ungeachtet, so erlosch das Licht und die Gesellschaft sah plötzlich im Dunkeln; oft war diese Ungeßlichkeit nicht unbeabsichtigt und die plötzliche Verdunkelung des Zimmers gibt in den Wiedermeiergeschichten seit Jean Paul den besten Anlaß zu allerlei Schabernack und komischen Verwickelungen. Defters mußte auch ein „Dieb“ vom Lichte genommen werden und das Puzen war überhaupt eine kleine Kunst, die manchmal recht schwer fiel. Beim Auslöschen des Lichtes entsand ein sehr häßlicher Geruch; man mußte es daher mit einem klumpigen Talg, das man an die Spitze der Lichtputzschere nahm, erlösen.

Auch die Dellampen würden unseren heutigen Ansprüchen keineswegs genügen. Da man der Kunst noch nicht Herr war, durch einen geschlossenen Glaszylinder die Leuchtkraft zu steigern, brannte die Flamme zum Teil offen. Die primitive Form war eine offene brennende Lampe mit dünnem Docht, das „Dellicht“. Vielfach sah man auch, besonders in der Küche, Sänglichter, Lampen ohne Fuß, die mit einer Kette an einem Halen am Gesimse des Rauchfanges aufgehängt waren. In besseren Häusern hatte man schon größere, künstlicher eingerichtete Lampen, aber die Beleuchtungsformen, die noch unsere Jugend erblickten, die Gasspiritus- und Petroleumlampen, kamen erst langsam um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf.

Noch viel primitiver, ja von einer heute ganz abenteuerlich anmutenden Beschwerlichkeit war das Feueranzünden. Das schwedische Bündholz, das um die Mitte des Jahrhunderts erfunden wurde, war auf diesem Gebiet eine wahre Erfindung. Im Winter hielt man meistens im Ofen oder Herd eine glühende Kohle, an der ein Schwefelzaden oder Schwefelholz entzündet werden konnte. Hatte man bereits eine lichte Flamme, so genügte ein Fißbus zum Weiterzünden. In den hin und herziehenden Funken des erlöschenden Fißbus hatten die Kinder ihre Freude; sie sagten: „Sie sähen die Leute aus der Kirche gehen“ und der letzte Funke war „der Küfter“. War kein Feuer mehr im Hause, dann bediente man sich eines Feuerzeuges, das gewöhnlich aus Stahl, Stein und Schwamm bestand. Man schlug mit dem Stahl so lange an dem Stein herunter, bis der auf den Stein gelegte Zunder von einem der heraussprühenden Funken Feuer gefangen hatte. Da der billige Feuerzunder nur sehr schwer zündete, so konnte man sich bei diesem Geschäft recht lange abmühen. An den glimmenden Schwamm hielt man ein Schwefelholz, das dann nach einiger Zeit in lichter Flamme brannte. Die in geschmolzenen Schwefel getauchten Fäden wurden in Päckchen zu 3 Pfennig verkauft; sparsame Hausfrauen sollen mit einem Päckchen ein Jahr lang ausgekommen sein. Man trug so für den Knopf mit dem Licht im „Feuertäschchen“ bereits eine Anzahl Waffen mit sich; es gab aber auch noch besondere Zündmaschinen. Da waren die Zunderfeuerzeuge und die Zunderbüchsen, dann die chemischen Feuerzeuge, die nach der Entdeckung Berthollets, daß chlorsaures Kali sich durch Schwefelsäure entzündete, aufkamen. Diese „Täschchenfeuerzeuge“ bestanden aus langen plumpen Schwefelholzern, die man in Fläschchen tauchte und brennend herauszog; man konnte sich mit der Säure aber leicht den Rock für immer verderben. Im Wohnzimmer des besseren Bürgers fand man wohl auch ein Mahagonifäßchen, das ein lombardisches Instrument umschloß. Durch den Druck einer Messinghandhabe wurde ein Platinschwämmchen glühend, das einen Fißbus entzündete. Die Entzündung wurde durch Entwicklung von Wasserstoffgas hervorgerufen. Dieses über einer feinen Feuerzunder wurde nicht nur in Kästen, sondern auch in gefälliger handlicher Form aus Blech, Glas oder Porzellan hergestellt. Man konnte es im Spazierstock oder in der Westentasche tragen. Aber wie kostspielig war diese Vorrichtung, wie unsicher, wie unbequem! So drängte seit 1830 die Entwicklung immer mehr auf die Streichhölzer hin, die freilich zunächst noch einen üblen Phosphorgeruch und große Feuergefahr mit sich brachten. Mit dem Siegeszug der „Schweden“ sank dann die Lichtkultur der Wiedermeierzeit endgültig dahin. Das Anzünden der Zigarre war nun kein großes, Minuten dauerndes Ereignis mehr und man brauchte keine Repetieruhren, um im Dunkeln zu wissen, wie spät es ist. . . .

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Amerika heute und morgen. Arthur Hottischer, den Thomas Mann in einem wundervollen Prosastück zu einem sich selbst

genügenden Aestheten namens Spinell verarbeitet hat, hat eine amerikanische Reise gemacht und darüber berichtet. (S. Fischer, Verlag.) Und wie hat er berichtet! — Spinell ist tot, es lebe Artur Holitscher! —

Was ist es mit diesem Amerika? — Dies hundert Bücher über der Deutschen Verwaltung, Sitten, Gebräuche, Wirtschaftsformen, höre Kollegs, sieh dir Photographien an, und du wirst doch nicht, hast du deinen Wohnsitz anderswo, die Luft riechen, das spezifisch Deutsche erfassen.

Was wußte Holitscher, als er, der Fremde, das ungeheure Land Amerika aufsuchte. Und es kommt auch gar nicht darauf an, ob er in der subtilsten Frage, die es drüben gibt, der Rassenfrage, recht hat oder nicht, ob Ellis-Eiland, die Burg gegen die Einwandererströme, wirklich eine Notwendigkeit ist, ob die Kinderrepublik in Freeville eine Farce ist oder eine Wohlthat, — darüber mag man in Spezialwerken nachlesen.

Aber daß endlich mal einer uns diesen Begriff „Amerika“ auflöst in hundert kleine menschliche Einzelzüge — das ist es. Wie wir nun nach zwanzig, dreißig Bildern, Impressionen merken, wie drüben auch mit Wasser gelocht wird, wie sie dort arbeiten und fröhlich sind und zerwalkt werden und in ihrem rasenden Tempo nicht einhalten, bis — zu Ende. Wie alles so anders ist als bei uns. Und das ist das Gute an diesem Buch: daß Holitscher nicht mit unserem Maßstabe mißt, weil er weiß, daß Psychologie und Wirtschaftsform sich gegenseitig bedingen, weil er mit etwas völlig Neuem das völlig Neue, Andersgeartete mißt.

Der Absatz „Chicago“ war ja hier abgedruckt und zeigte schon die ganze Kunst, ohne ermüdende Einzelheiten den Kern zu geben, aber nicht mit der unerschämten Sicherheit des Zugereisten, sondern zweifelnd, vorsichtig, voll Skepsis.

Wie lebt alles, was er schrieb! Die Schulen, die großen Volksbildungsanstalten, die Sporthallen (die übrigens nie von Politischer Beweibräucher werden, sondern immer als das betrachtet werden, was sie sind: als Tropfen auf den heißen Stein Kapitalismus).

Dieses Buch ist anders als alle anderen: J. W. Jensen war drüben und hat mit scharfen Augen gesehen und — nicht gesehen und hat mit seiner Stahlhand ein Amerika geformt, das es nicht gibt, — auch er hat begriffen, aber hinzugefügt, — (Die neue Welt. Essays. S. Fischer, Verlag). Wolzogen war drüben und hat geschwätzig über Außerlichkeiten berichtet — niemand, niemand fand diesen Ton.

New York, die Wollensträger, und das Essen da und die Schutleute und Bahltage in kleinen Nestern, Kanada, dies ungeheure Sandreierboir, die Landstreicher . . .

Und all das untermischt mit fabelhaft geschickten Photographien, Gegenüberstellungen, wie sie bei uns viel zu wenig gemacht werden; z. B. „Arbeitswillig“ und „Verbraucht“, und Gruppenaufnahmen: „Solche Leute braucht der Weiten“, Mäner voll unheimlicher Kraft und Energie, die noch in den Ueberschüssen, in der maßlosen Korruption erkennen lassen, wie wertvoll die richtiggeleiteten Kräfte sein würden.

Lesst dies Buch: so sieht es drüben aus. Lesst dies Buch: so sieht einer die Welt.

Hauswirtschaft.

Die Arten der Kohle. Die Erhaltung des Kohlenstoffs früherer Pflanzenkörper durchläuft in der Stufenfolge vom Torf bis zum Anthrazit eine lange Reihe von Gliedern. Der Gehalt an Kohlenstoff ist nicht das einzige Merkmal zu ihrer Unterscheidung, aber doch das hauptsächlichste. Der Torf hat so wenig reinen Kohlenstoff, so viel Asche und dazu andere Bestandteile, die der Verbrennung nicht zugute kommen, daß er seit dem Aufschwung der Braunkohle als Brennstoff in den Wohnhäusern ganz zurückgetreten ist. Erst seit man den Kohlenstoff im Torf künstlich zu verdichten bestrebt ist, hat seine Verwertung teils in der Form von Wisfettis teils in der von Staub wieder mehr Aussicht gewonnen. Auch die Braunkohle stellt eine recht minderwertige Kohle dar, die aber gerade in den Wohnhäusern wegen der Sauberkeit ihrer Handhabung um so eher beliebt geworden ist, als in den gewöhnlichen Öfen der Wohnungen die Ausnutzung des Brennstoffes doch eine so geringe ist, daß sich eine teurere Kohle nicht recht lohnt. Unter den eigentlichen Steinkohlen sind die sogenannten weichen Kohlen oder Gasstohlen, oder wie sie fachmännisch gewöhnlich genannt werden, bituminösen Kohlen, die geringsten. Ihr Kohlengehalt schwankt zwischen 45 und 55 Prozent, dazu kommt ein großer Gehalt an flüchtigen Bestandteilen, die meist gleichfalls brennbar sind. Ein Unterschied aber, der bei der Güte der Kohle sehr ins Gewicht fällt, ist die Menge an Asche, die nach ihrer Verbrennung zurückbleibt. Die schlechtesten Sorten finden sich bis 12 und sogar bis 16 Prozent Asche, das heißt unverbrennbare Bestandteile. Zwei weitere unerfreuliche Beimischungen sind ferner Schwefel, der eine Kohle für den Hausgebrauch besonders ungeeignet macht, und Wasser, das in schlechten Kohlen bis zu 4 Prozent vorkommt. Da mit der Steigerung des Kohlenstoffgehalts bei der harten Kohle und schließlich beim Anthrazit die Menge von flüchtigen Bestandteilen sinkt, so können jene anderen wertlosen Bestandteile noch immer recht ansehnlich vertreten sein. Es gibt sogar noch einen Anthrazit mit sehr viel Asche und verhältnismäßig viel Schwefel, und eine solche Sorte muß ohne weiteres als schlecht bezeichnet

werden. Beim Einkauf von Anthrazit sollte man ferner darauf sehen, daß die gewöhnlichen nutzgroß geschlagenen Stücke nicht mit viel Staub vermengt, außerdem so trocken wie möglich sind. Ist der Anthrazit feucht, so bezahlt man nicht nur das Wasser am Gewicht mit, sondern es beeinträchtigt auch den Heizwert.

Die gewöhnliche, weiche, bituminöse Kohle gibt eine lange Flamme und besitzt auch sonst noch manche Eigenschaften, die für ihre Verwertung in den Wohnhäusern sehr ungünstig ist. Besonders verschmukt sie die Schornsteine sehr stark mit Ruß, da die flüchtigen Bestandteile im Ofen selbst nicht ganz verbrannt werden. Die Kohle sintert auch stark zusammen und verstopft dadurch den Kof. Am sparsamsten im gewöhnlichen Gebrauch ist in der Regel eine halb bituminöse Hartkohle, die bei guter Beschaffenheit zu drei Vierteln aus reinem Kohlenstoff besteht und nur 5 Prozent Asche enthält. Nur sollte man nicht die härtesten Sorten, die sich dem Anthrazit annähern, auswählen. Diese Kohlen geben eine kurze Flamme, sintern nicht zusammen und geben außer der Asche nur sehr wenig Rückstände.

Auch beim Kof sollte man sich versichern, daß er nicht zuviel Asche gibt, und zwar sind für ihn wieder höchsten 10 Prozent als Grenze zu betrachten. Ebenso lasse man sich nicht nassen Kof verlaufen, falls er nach dem Gewicht bezahlt wird. Die Aufbewahrung von Kohle und Kof sollte stets an einem kühlen und namentlich dunklen Platz geschehen, da wenigstens die Kohle unter dem Einfluß von Sonne und Licht weiter zerfällt und überhaupt eine Verminderung des Brennwertes erleidet.

Aus der Natur.

Die Käseperiode 1912. Ueber merkwürdige Erscheinungen, die die anormalen Bitterungsverhältnisse des verflohenen „Sommers“ im Tier- und Pflanzenreiche gezeitigt haben, lesen wir im Novemberheft des „Türmers“ unter anderem folgendes:

Die Wirkung der Käseperiode hat sich im Säugetierreich in mannigfacher Weise bemerkbar gemacht. In ganz Mitteldeutschland konnte man beobachten, daß sich vielfach die Fledermäuse am hellen Tage aus ihren Verstecken herauswagten und an halbwegs dunklen Orten der Insektenjagd oblagen. Die Insekten waren durch Käse und Kälte stark dezimiert, und namentlich die Fluginsekten verließen wegen der beständigen Regenniederschläge nur ungen ihren Standort. Dadurch war die Nahrungsaufnahme der Säugetiere, die auf Fluginsekten angewiesen sind, recht beschränkt, und die Fledermäuse litten Hunger. Dieser zwang sie zur Jagd zu ungewöhnlichen Zeiten. Ob Fledermäuse aus Nahrungsmangel zugrunde gegangen sind, ließ sich nicht feststellen; die Tiere vertriehen sich, wenn sie Todeswehen verspüren, in die unzugänglichen Winkeln.

Im Vogelreich waren es die Turmschwalben (*Cypselus apus*), die in Massen dahinstarben infolge Hungersnot. Die armen Tierchen fanden nicht die genügende Insektennahrung. Eine Reihe von Vögeln, darunter eben wieder die Turmschwalben, ist in diesem Jahre früher nach dem Süden abgezogen als in sonstigen Jahren. Der Chpplius zieht bei normalen Verhältnissen gewöhnlich, und zwar ziemlich konstant, um bestimmte Zeitpunkte im August (1.—10. August), die nach dem Norden und Süden Deutschlands etwas schwanken. Diesmal hat uns dieser schneidigste und stürmischste, unermüdlichste und ausdauerndste unserer Flieger um 12—14 Tage früher verlassen als im vorigen Jahre.

Im Insektenreiche war allgemein das verschwindend spärliche Auftreten vieler Arten zu beobachten. Bei den Bienen wurden ganz besondere Beobachtungen gemacht. Sie haben allgemein durch ganz Deutschland hin bereits im August eingewintert. Das ist ein ganz ungewöhnlich früher Termin, um zwei Monate zu früh. Natürlich haben sich ja die Tiere durch die schlechte Bitterung, die Käse, die in ihrem Gefolge eintretende Kälte — an der mittleren Weser hatten wir anfangs September tagsüber 8 Grad und nachts 5 Grad Wärme — geradezu täuschen lassen. Sie hatten die Empfindung, daß wirklich die kalte Jahreszeit, die wir Winter nennen, schon nahe.

Auch für das Pflanzenreich hat die andauernde Käse ungewöhnliche Folgen gebracht. Vor allem schossen die Pilze in erstaunlichen Massen aus dem Boden und entwidelten sich hier und da zu ungewöhnlich umfangreichen Exemplaren. Auch Blütenpflanzen zeigten gesteigertes Wachstum. So nahm auf dem Eiberg bei Calmbach der rote Fingerhut infolge der großen Niederschläge über mannshohe Dimensionen an. Die Blütenäste suchten sich vielfach vor Regengüssen zu schützen, indem sie sich ellenbogenartig einbogen. Doch mehr! Noch Ende August, als die Blütezeit längst vorüber war, zeigten die Spitzen der Blütenäste noch zahlreiche Blüten, die frisch waren, also der Befruchtung harrien. Und wie suchten sich diese Blüten vor dem Eindringen des Wassers zu schützen! Einmal hingen die Gloden abwärts. Da aber nach jedem Regen ganze Rebelschwaden vom Boden sich erhoben, so bogen sie die Unterlippe so stark einwärts, daß sie gleichsam einen Deckel bildete und die Blüthenblode vollständig verschloß. An verschiedenen dieser geschlossenen Blüten wurde nun auf der Seite des sogenannten Saftmals ein statiliches ovales Loch sichtbar, das von irgendeinem Insekt, das die Befruchtung vollzog, herrührte.